Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 16

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

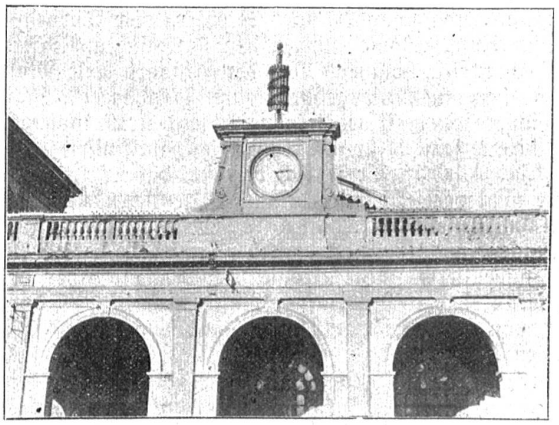
Mühle zu bringen. Die alte Frau fand beim Anblicke Marys zuerst vor freudigem Schreck gar keine Worte, meinte sie doch, leibhaftig ihre kleine Anna vor sich zu sehen. Des Freuens und Berichtens war lange kein Ende. Die kleine Amerikanerin, wie sie bald im Dorfe hieß, fand sich auch in diese neue Umgebung überraschend gut. Ja, das ans Häusermeer gewöhnte Kind war von den ländlichen Freuden ganz entzückt. Der Hund Bello war bald ihr bester Freund, mit dem Kätzchen trieb sie allerhand Kurzweil und die Hühner bekamen alle Tage von ihr die besten Krumen. — Die Großeltern träumten sich dreißig Jahre zurück und genossen das lang entbehrte Glück, ein lachendes Kind um sich zu haben, in vollen Zügen. Die Tage flogen jetzt den alten Leuten wie im Sturmwind dahin. Eben war es noch goldener Frühling gewesen, der als schönste Gabe klein Mary gebracht hatte — und nun herbstelte es schon. Einige Tage hatte Mary nicht hinaus können, denn es regnete ununterbrochen. Aber heute schien die Sonne gar herrlich; heute mußte man Großmutter bitten, daß sie einem ein wenig weiter als gewöhnlich vom Hause weg spielen ließ. „Gelt Großmutti, bis zum Brückchen darf ich", schmeichelte das Kind. Und endlich gewährte Großmutter, die ihr Enkelkind am liebsten ständig unter Augen hatte, zögernd die Bitte. In zwei Minuten war Mary in Begleitung Bellos am Brückchen. Und jauchzte bei jedem Fetzen Papier, das sie in den heute so rasch dahineilenden Mühlbach warf. Auf einer Brückenseite ließ sie ihre Schiffchen hinab und auf der andern winkte sie den in rasender Fahrt hinabsausenden ein Lebewohl zu. Jetzt wurde ein besonders großes Schiffchen abgelassen. Ob es auch so schnell wie die andern fahren wird? Doch sieh, es kommt nicht zum Vorschein. Es muß unter der Brücke hängen geblieben sein. Da muß man ihm zu helfen suchen.

Klein Mary reißt entschlossen eine Weidengerte in der Nähe ab, beugt sich tief übers Brückchen — und ist plötzlich verschwunden. Ein rotes Röckchen erscheint noch ein paarmal an der Oberfläche; dann nimmt sie der Mühlbach ganz in die Arme und trägt sie geschwinder als ihre Schiffchen hinab zum Wehr. Auf des Hundes lautes Gebell eilen Großvater und Großmutter herzu. Aber nur eine kleine Leiche kann der Knecht am Wehr dem sonst so harmlosen Mühlbache entziehen und den vor Schmerz völlig erstarrten Alten bringen. Arme Eltern in Amerika! So sicher durchfuhr euer blonder Liebling das Weltmeer — ein kleiner Mühlbach wurde sein Grab.

Aus der politischen Woche.

Mussolinis große Woche.

So viel wir wissen, existiert erst ein Buch über Mussolinis Leben, das einer Frau und Studiengenossin. Da wird der fabelhafte Aufstieg des Bauernjungen aus der Romagna mit glühenden Farben der Begeisterung geschildert. Was der Duce seit Erscheinen dieses Buches erlebt, gewollt und erreicht hat, könnte wieder ein Buch füllen. In den fünf Jahren, während welcher er nach der Ansicht der Astrologen noch die Macht in den Händen haben wird, dürfte dieser ungewöhnliche Mensch noch Tausenden von Schriftstellern aller Länder und Sprachen Stoff zu Darstellungen liefern. Mussolini ist unstreitig ein Phänomen unserer Zeit, durch sie und für sie geschaffen. Ohne die heutige Zerfahrenheit Europas gäbe es kaum eine Fascistendiktatur und keinen Mussolini, der nacheinander alle europäischen Großmächte herausfordert. Aber warum sollte der Duce zurückhaltender sein, da er doch den bewundernden Blick der halben Menschheit auf sich gerichtet sieht? Jener Hälfte, die an den alten Idealen der Freiheit, wie Schiller sie besingt, irre geworden ist und von einer Rückkehr in die Autoritäts- und Wundergläubigkeit der Menge die Rettung und Heilung der kranken Menschheit erwartet. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei — Und wär' er in Ketten geboren..." Guter Schiller, wie würdest du mitleidig belächelt, wenn du heute diese Verse erscheinen ließest! Nein, für deinen menschenfreundlichen Optimismus, für deinen Glauben an



Mussolinismus.
Auf Befehl Mussolinis ist auf allen Amtsgebäuden und Bahnhöfen das Liktorenbündel als Symbol des Fascismus angebracht worden. Dasselbe ist so eingerichtet, daß es an Nationalfeiertagen, die in dem neuen Italien nicht rar sind, mit grün-weiß-roten Glühbirnen erleuchtet wird. Das Bild zeigt das neue Liktorenbündel auf der Bahnhoffassade in Neapel.

das Gute im Menschenwesen ist unsere Zeit nicht geschaffen! Aber so wahr die Weltgeschichte die Unzerstörbarkeit der Freiheitsidee lehrt, so sicher wird eines Tages das Phänomen Mussolini von der politischen Bildfläche verschwinden, mit ihm der Fascismus, d. h. die Lehre von der Alleinheiligkeit des Staates und der Nation, und die Menschheit wird wieder zurückkehren zu den Idealen der Völkerfreiheit und Völkerverbrüderung.

Was Mussolini der großen Menge interessant macht, das ist sein Erfolg. Er, der das antike Rom wieder erstehen lassen will, hat sich die alten Götter zu Dank verpflichtet. Sie häufen auf ihn ihre Gunst. Eine geistesgestörte Irländerin lauert wochenlang auf die Gelegenheit, den Duce zu erschießen; warum, weiß sie selber nicht; sie ist Werkzeug des Schicksals — das Fortuna zugunsten ihres Lieblings leitet. Frau Gibson sieht den Diktator mit selbstbewußter stolzer Haltung aus dem Palaste treten, in dem er der Eröffnung des internationalen Kongresses der Chirurgen beigewohnt hat. Die Menge will ihn begeistert grüßen. Miß Gibson gelangt im Gedränge ganz nahe an den Duce heran, der das Automobil besteigen will. Sie streckt den Arm aus und gibt aus nächster Nähe einen Schuß ab auf sein Gesicht. Im gleichen Augenblick macht Mussolini eine seiner Diktatorengesten: er wirft den Kopf hoch, und der Schuß geht fehl. Nein, nicht ganz fehl: die Nasenspitze wird gestreift, und aus einer kleinen Wunde fließt Blut. Das Blut des Duce! Die Fascisten rasen, mit Not kann die Polizei ihnen die Attentäterin entreißen; die Druckerei des „Mondo" wird zerstört; ihre Presse beschuldigt das Ausland der Intriguen gegen Italien. Die schönste Gelegenheit für Mussolini, Haltung zu zeigen, zur Disziplin aufzurufen. Turati, der neue Sekretär, befiehlt seinen Fascisti, Repressalien zu unterlassen: „Im Bewußtsein der neubestandenen Prüfung und des großen Werkes, das zu tun ist, müssen alle Fascisten die Kraft finden, um die heilige Empörung zu unterdrücken. Der Duce will, daß keine Gewaltakte begangen werden. Man muß gehorchen! Der Fascismus wird sich in opferbereiter Disziplin zusammenfinden, sicher, daß nichts den Weg der Geschichte aufhalten kann. Es lebe der Duce! Es lebe der Fascismus!"

Wieder einmal hat die ganze Weltpresse spaltenlang über Mussolini und sein fabelhaftes Glück zu berichten gehabt. Tausende von Glückwunschtelegrammen liefen im Palazzo Chigi ein. Die Botschafter sprachen vor, der Heilige Vater ließ nach Mussolinis Ergehen fragen. Eine wirksamere Reklame für seine Tripolis-Reise hätte sich Musso-

lini gar nicht wünschen können. Eine Reklame für die Reklame, die er mit seiner Fahrt nach Libyen zu machen beabsichtigte. Die Reklame für die fascistische Kolonialpolitik nämlich.

Zwei Dreadnoughts, vier Kreuzer, vier Torpedoboote und vier Unterseeboote führten den italienischen Regierungschef nach Afrika hinüber. Vor der Abfahrt hielt Mussolini eine Ansprache: „Wir gehören zum Mittelmeer", sagte er, „und unsere Zukunft wird, ohne jemanden zu kopieren, auf dem Meere sein. Für die ruhmreiche italienische Marine: Eja! Eja! Allala!" Er ist sich bewußt, daß er kopiert, aber möchte nicht verwechselt werden. Die Deutschen werden dieses Wort im Gedächtnis behalten. Es weckt in ihnen trübe Erinnerungen, und es ist zu verstehen, wenn sie es mit Bitterkeit kommentieren. Wie Ironie der Geschichte aber sieht es aus, wenn ehemals alldeutsche Blätter, wie die „Germania", heute von „klingenden Phrasen und imposanten Gesten" schreiben, die nur dazu angetan seien, „urteilslose Volksmassen zu blenden". War etwa das deutsche Volk seinerzeit, als der Kaiser das verhängnisvolle Wort von der deutschen Zukunft, die auf dem Wasser liege, in die Welt hinaus sprach, besser beraten?

Augenblicklich liegen für Italien die Karten sicher günstiger, als sie je für Deutschland lagen, und Mussolini spielt entschieden klüger und schneidiger seine Trümpfe aus als seinerzeit Wilhelm II. Jener hatte nur eine Farbe auszugeben: die der Macht. Mussolini hat diese Farbe auch gewiesen, aber er kombiniert sie à la Bismark geschickt mit Bündnis- und Kompensationspolitik. Die antifranzösische Stimmung in der arabischen Welt kommt jetzt der italienischen Kolonialpolitik entgegen. Mussolini spricht in Tripolis zu den Arabern als seinen Freunden, die er reich und glücklich machen wolle. Er erinnert sie an die Blütezeit Nordafrikas unter dem alten Rom und vergißt auch hier nicht zu betonen, daß die Italiener die Nachkommen der Römer und fest gewillt seien, das altrömische Imperium rings um das Mittelmeer wieder aufzurichten.

Frankreich fängt an aufzuhorchen. Mussolinis Afrikafahrt wird mit Besorgnis begleitet. Noch ist der Friede mit Abd-el-Krim nicht geschlossen und hat Frankreich nicht freie Hand, um seine Interessen in Tunis, wo sie durch die italienische Expansionspolitik am empfindlichsten bedroht sind, wirksam zu verteidigen. Gerade Mussolinis Drohrede dürfte aber die Verhandlungen in Udjda beschleunigen. Der Friede mit den Rifleuten steht vielleicht näher, als man bisher glauben mochte; denn er ist für die Franzosen zur bitteren Notwendigkeit geworden. Offenbar aber hat Painlevé, der Kriegsminister, die Friedensverhandlungen gut vorbereitet und zwar sowohl durch die Vorbereitungen zur neuen Offensive, um Abd-el-Krim vor ein Entwederoder zu stellen, als auch durch versöhnliche Bedingungen. Diese sind eben bekannt geworden. Die Rif- und Djeballastämme müssen die Religionsoberhoheit des Sultans anerkennen, dagegen wollen ihnen Spanien und Frankreich die administrative Selbständigkeit gewährleisten. Die Grenzen sollen im wesentlichen unverändert bleiben, doch wird der Rif sich militärisch kontrollieren lassen müssen, und Abd-el-Krim wird sich, gegen eine angemessene Kompensation, aus dem Rifgebiet zu entfernen haben. Die Unstimmigkeiten in der spanischen und französischen Auffassung der Friedensfrage sind anscheinend behoben, die beidseitigen Delegierten an die Verhandlungen im marokkanischen Städtchen Udjda nahe an der algerischen Grenze sind abgereist. Painlevé hat sich in der Kammer optimistisch über die Friedensaussichten geäußert; so darf man mit Zuversicht auf das Ende dieses Krieges rechnen, der so viel bittere Ironie gegen das „friedfertige" Frankreich und seine versöhnliche Völkerbundspolitik ausgelöst hat.

* * *

Es fehlt der Welt trotzdem nicht an kriegerischen Sensationen. Die revolutionären Unruhen, die in Indien in der Osterwoche ausbrachen und viele Opfer forderten, sind zwar unterdrückt. Zu Boden geschlagen ist ferner der schlecht vorbereitete Militärputsch in Saloniki einiger Truppenabteilungen der Garnison unter der Leitung von Offizieren, die dem Diktator Pangalos feindlich gesinnt sind, besetzten sie in der Stärke von zirka 5000 Mann mit acht Geschützen die beherrschenden Höhen um Saloniki. Rasch wurden sie aber von den Regierungstruppen umzingelt. Die Offiziere ließen die Aufständischen im Stich, und diese sahen keine andere Möglichkeit, als sich bedingungslos zu ergeben. Einer Pressemeldung zufolge hätte sich allerdings nur eine kleine Abteilung ergeben und der große Rest sich in die Berge zurückgezogen, um den Kampf fortzusetzen. Es gilt als sicher, daß General Plastiras hinter dieser Aufstandsbewegung steckt. Die offiziellen Nachrichten aus Athen erklären, daß die Unruhen restlos unterdrückt und Pangalos vollkommen Herr der Lage sei. Da die Diktatur strenge Zensur übt, wird man die volle Wahrheit wohl erst später erfahren.

Widersprechend sind auch die Nachrichten vom chinesischen Kriegsschauplatz. Seit Monaten tobt sich dort der Bürgerkrieg aus. Dem christlichen General Feng steht mit seinen „nationalen" Truppen eine Koalition von Generälen gegenüber. Tschang-Tso-Lin, der Beherrscher der Mandschurei, und Wu-Pei-Fu, sein ehemaliger Gegner und nun Verbündeter, rücken konzentrisch auf das von Fengs Truppen besetzte Peking los. Die chinesische Hauptstadt, in deren hohen Mauern zurzeit die internationale Konferenz zur Regelung der Zölle tagt, wird von Fliegern angegriffen. Die Großmächte, deren Botschafter sich in Peking nicht mehr sicher fühlen, schicken scharfe Noten. Eben meldet ein Telegramm den Staatsstreich Kur Min Schüns, eines Untergenerals von Feng, der den Präsidenten der chinesischen Republik, Tuan Schi Jui, zugunsten des früheren Staatspräsidenten Tsao Kun absetzt und Wu Pei Fu nach Peking beruft. Diese Berufung aber scheint Uneinigkeit zwischen Tschan Tso Lin und Wu Pei Fu wachgerufen zu haben; jener soll nicht gewillt sein, diesem allein die Macht in die Hand zu geben. Davon profitiert wieder General Feng, und der Kampf der Generäle dürfte vermutlich noch lange nicht seinem Ende entgegengehen. -ch-

Innewerden.

Von Oskar Kollbrunner, New-York.

Und nach Jahren kam ich heim einmal,
Stand im Frühlingsblüh'n mein Heimattal,
Jedes Häuschen stak in Blumenlust,
Epheu schmiegte sich an ihre Brust,
Reben blätterten die Hütten ein
Bis zum Spiegel ihrer Fensterlein.

Ja, das Unkraut selbst am Ackerweg,
Brachte einen schmucken Gruß zuweg;
Aber erst mein liebes Vaterhaus
Saß in einem ganzen Blütenstrauß.
Blauer Flieder und Hollunderschnee
Tauchten es in ihren Schimmersee.

Auf dem Türtritt blitzte weißer Sand
Und die Klinke glänzte in der Hand;
Und die Stube erst! War Festtag heut'?
Lächelte im Bauernsonntagskleid —
Und die Mutter, die im Winkel sann,
Hatt' ein weißes Schürzchen umgetan.

Aber ach, das alles trog mich nicht:
Tiefe Runen furchten ihr Gesicht;
Als sie ihre welke Hand mir gab,
Fiel das ganze Blühen vor mir ab —
Tausend Tage tiefster Winternacht,
Hatten diesen einen Tag gemacht....